

Insel Verlag

Leseprobe



Pedretti, Erica  
**fremd genug**

Mit Illustrationen der Autorin

© Insel Verlag  
Insel Bücherei 1329  
978-3-458-19329-6





Erica Pedretti  
fremd genug

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1329

© Insel Verlag Berlin 2010

fremd genug



Als ich vier war, verbrachte ich, wahrscheinlich durch Vermittlung einer Zürcher Tante, einer Cousine meines Vaters, einige Wintermonate, aber vielleicht waren es doch nur ein paar Wochen, in einem Kinderheim auf der Rigi.

Auf *dem* Rigi, korrigierte mich mein Vater kopfschüttelnd, wenn ich von der Rigi erzählen wollte, *der* Rigi ist doch ein Berg, also *männlich*. Er sagte es so oft oder so energisch, daß auch ich seither immer an *den* Rigi, *männlich*, denke.

Es war mein erstes Kinderheim. Wahrscheinlich war es viel besser als alle folgenden gräßlichen Kinderheime, in die ich geschickt wurde, weil ich nicht aß und jämmerlich dünn war. Die für den Vorschlag des Rigi-Kinderheims verantwortliche Zürcher Tante war eine ausgezeichnete Pädagogin und zudem ein sehr lieber Mensch, wie ich mit meinen Geschwistern einige Jahre später feststellen konnte, sicher hatte sie sich vorher erkündigt



und die Eltern richtig beraten. Trotzdem fühlte ich mich, fast tausend Kilometer von zu Hause entfernt, unglücklich. Dagegen kam die offenbar großartige Landschaft nicht an, die bei den erwachsenen Besuchern, wenn sie in der alpinen Kulisse den Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang bewunderten, begeisterte Ahs und Ohs auslöste. Gegen mein Heimweh vermochte die Sonne nichts, dagegen half selbst der schönste Neuschnee nicht, der vor der Haustür lag, zu dem man, anders als bei uns, gottlob keinen Berg hinaufsteigen mußte.

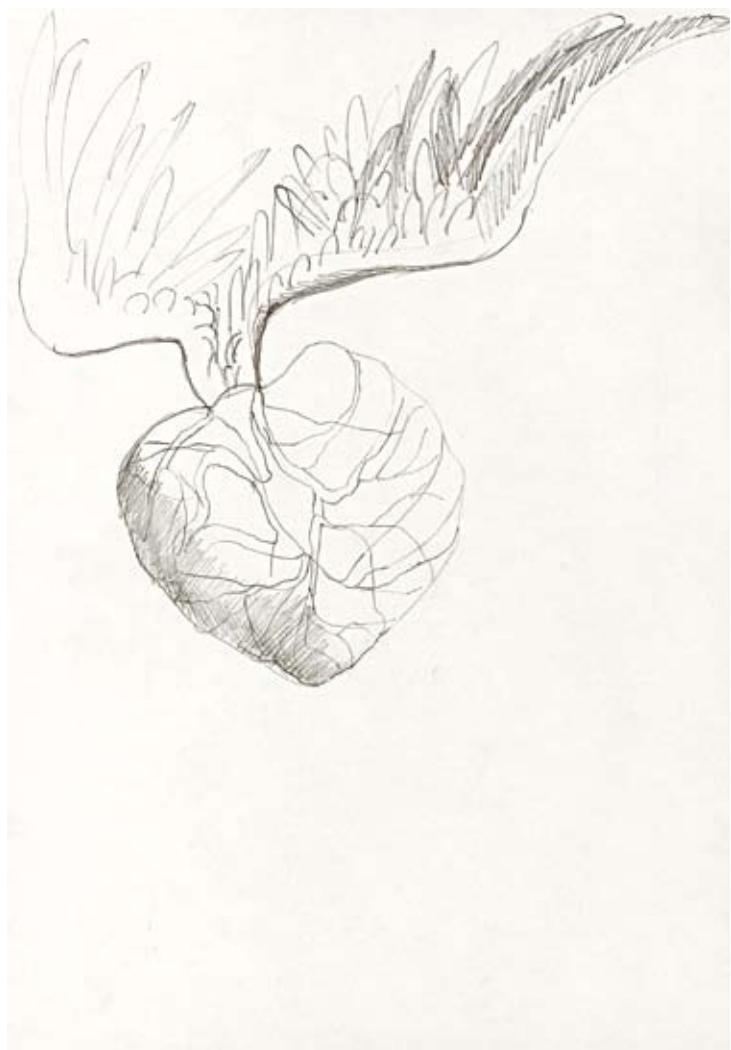
Hinaufsteigen mußte man allerdings, wenn man mit den Skiern bergab gefahren war, wozu wir vormittags zwei Stunden lang angehalten wurden und nach dem Mittagessen und dem Mittagsschlaf auf der Sonnenterrasse wieder. Die Abfahrten machten viel Spaß, ich hatte im Vorjahr schon Skifahren gelernt, die Aufstiege weniger. Problematisch wurde der kalte Sport, wenn ich, die doch längst stubenrein war, es nicht bis zum *Hüüsli* schaffte, weil man im Windfang die Schuhe und dann erst

noch umständlich den Skianzug ausziehen mußte. Das versuchte ich bald gar nicht mehr, sondern setzte mich in den Schnee. *Stand uf*, rief die wachhabende und uns zum Skifahren antreibende Betreuerin, *ufschtah!* Doch ich blieb sitzen, weigerte mich *ufzschtah* und machte mich schwer, wenn das *Fräulein* angefahren kam und mich aufzuheben versuchte, weigerte mich, um die Blamage zu vermeiden, so lange, bis mein Hosenboden auch von außen durchnäßt war.

Meinen vierten Geburtstag erinnere ich als Enttäuschung. Zwar kam ein *Päckli* von zu Hause und je eins von den Großmüttern und auch eins aus Zürich, die durfte ich auspacken, doch dann wurde alles, was sie enthielten, gerecht unter den vielen Kindern verteilt. Und statt der *gluschtigen Fasnachtschüechli*, die meine Schweizer Großmutter jeden Winter, etwa zur Zeit meines Geburtstags, also gerade jetzt, zu Hause korbweise buk, auf die ich mich gefreut hatte, wenn ich schon in die Schweiz, wo es doch noch und noch *Fasnachtschüechli* geben sollte, in ein Kinderheim mußte, statt

*Fasnachtschüechli* gab es hier Griesbrei mit Zimt und Zucker, alle Tage zum Frühstück. Zuunterst am langen Tisch saß ich, immer als Letzte vor dem noch vollen Teller, und was ich morgens nicht schaffte, das bekam ich wieder zu Mittag. Seither ist mir Griesbrei zuwider, und beim Geruch von Zimt sehe und höre ich kleine, mit ihrem Besteck in den Tellern klappernde Kinder in einem holzgetäfelten Speisesaal. Wann endlich würden meine Eltern aus der Tschechoslowakei kommen und mich abholen?

Immer wieder durfte eins der Kinder abreisen, glücklich und beneidet, und das *Fräulein*, das sie mit der Bergbahn hinunter nach Vitznau gebracht hatte, erzählte dann von den schönen, tränenreichen Wiedersehen mit den Müttern. In Gedanken probte ich meine Abreise, wollte eine ebenso rührende Wiedersehensszene bieten. Doch damit war dann nichts: ein Kuß von der Mutter, ein Kuß vom Vater. Meine Eltern hatten gar keinen Sinn für Sentimentales.





Wieder zu Hause, wurde ich von meiner Schweizer Großmutter, die vis-à-vis wohnte, auf schweizerdeutsch begrüßt. Das hatte ich im Kinderheim mehr oder weniger gelernt und konnte es jetzt, den spöttischen *ch, ch, ch* der Geschwister und Eltern zum Trotz, als Geheimsprache mit der Omi verbessern. *Wie gahts? Hesch guet gschlafe, und was mache mir hüt?* rief sie aus ihrem Fenster herüber. Zu Hause durfte man sonst keinen Dialekt, auch keinen einheimischen Dialekt sprechen, nur fern des Vaters, auf der Straße, und dorthin durfte ich mit vier Jahren noch nicht. So wurde Schweizerdeutsch, wahrscheinlich das aargauische, denn meine Großmutter kam aus Aarau, mein erster Dialekt. Den ich dann leider wieder vergaß, als die Omi *zügelte*, zurück in die Schweiz.

Irgendwo in der Steiermark fanden die Eltern das nächste Kinderheim. Wir scheinen dort nicht allzu behütet gewesen zu sein, denn es gelang mir mehrmals, mich bis zur Post zu stehlen, um heimlich Briefe einzuwerfen. Ich konnte noch nicht

schreiben, nur zeichnen, meine Hilferufe kamen nie zu Hause an.

Im Jahr darauf fand ich mich in einem Heim auf dem Obersalzberg wieder, in dem einige Jahre zuvor eine Cousine (offenbar gern) gewesen war. Eigenartigerweise fuhr man dort auf der rechten statt wie bei uns in der Tschechoslowakei auf der linken Straßenseite, und als wir bei einem der täglichen Spaziergänge auf eine Gruppe Männer trafen, rissen alle, Betreuerin und Kinder, die Hände hoch und marschierten mit schräg erhobenem Arm stramm vorbei, den Blick auf einem nicht sehr beeindruckenden Mann, den sie *Führer* nannten. Eigenartig. Und hatten sie nicht gelernt, daß man niemanden so anstarren darf? Kurze Zeit später sei dann dieses Kinderheim verschwunden.

Mein nächstes, ein Kindersanatorium, fand sich im Thüringer Wald. Es war schon dunkel, als wir ankamen, durch die erleuchteten Fenster konnte man im riesigen Speisesaal die Kinder essen sehen. Drinnen, beim Empfang, übertönte das Klappern

des Bestecks in den Tellern jedes Wort, es roch nach angebrannten Zwiebeln, und ich hoffte, niemand würde merken, daß ich noch nicht gegessen hatte. Sieben oder acht war ich, also schon groß, wurde aber, weil mein Vater mich mit dem Geburtsdatum einer jüngeren Schwester abgegeben hatte, in zu kleine Anstaltskleider und zu den kleinen Mädchen gesteckt.

Während der Liegekur wurde vorgelesen, doch das Spannendste kam immer dann, wenn ich zur Heilgymnastik mußte. Sonntags beim Gottesdienst in der Turnhalle wurden vor dem Singen die einzelnen Strophen der Lieder vorgelesen.

Wer kann den Text?

Ich wiederholte, was ich gerade gehört hatte: *Ein feste Burg ist unser Gott*, dann die nächste Strophe: *Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren*, noch eine Strophe: *Und wenn die Welt voll Teufel wär*, und noch eine Strophe: *Das Wort sie sollen lassen stahn bis: Laß fahren dahin; sie haben's kein Gewinn; das Reich muß uns doch bleiben*.

Das hast du schon gekannt! behauptete die Be-



treuerin vorwurfsvoll. Nicht lügen! und stellte mich für die Dauer des Gottesdienstes in die Ecke. Hätte ich ihr den *Osterspaziergang* aufsagen sollen? Den hatte ich von meinem den *Faust* rezitierenden Großvater auf gemeinsamen morgendlichen Spaziergängen gelernt. Leider ist mir die Leichtigkeit, etwas auswendig zu lernen, mittlerweile abhanden gekommen.

Dann lag ich fiebernd mutterseelenallein im Krankenzimmer: Scharlach. Und es war mit Kirchenliedern und Vorlesen zu Ende. Das große Ereignis, kaum war die Ansteckungsgefahr vorbei, wurde der Besuch meines Cousins aus dem nah gelegenen Zella-Mehlis. Zehn Jahre älter als ich, war er riesig, etwa einen Meter neunzig, hatte die schönsten blauen Augen und schwarze Locken dazu. Wie die kleinen und die großen Mädchen Werner anschwärmten, wie sie mich um den hübschen Onkel beneideten. Onkel? Das war doch mein lieber Cousin. Und der blieb er, vielleicht dieses Besuchs wegen, bis zu seinem Tod.



Ep. 79

Die Blätter sind abwärts zu  
oben, Rollen. Die Blätter  
sind von der Spitze zu unten  
Rasen, falls man die Blätter  
Larven haben auf der Furchung  
sich zu sehen



Ein Siebenmeilenschritt über ein paar Jahre nach diesem (meinem letzten) Kinderheim. Der Krieg näherte sich dem Ende in dem Maß, in dem die russischen Truppen uns näher rückten. Unser Gymnasium wurde zum Lazarett umfunktioniert, acht Klassen mußten sich ein Zimmer teilen. An den Tagen, an denen wir deshalb nicht unterrichtet werden konnten, in diesen letzten Kriegsmonaten, wurden wir mit größeren Aufgaben eingedeckt: So schickte uns der Deutschlehrer, ein Prager Germanist, der seiner politischen Unzuverlässigkeit wegen in die Provinz strafversetzt worden war, in die umliegenden Dörfer. Dort sollten wir die Lautverschiebungen in den Dialektabweichungen untersuchen, und von einem Dorf zum andern wandernd, habe ich meine nordmährischen Dialektkenntnisse nachholen können. Und wer nicht weiß, wo Mähren liegt: Mähren ist die Pause zwischen der tschechischen und der slowakischen Nationalhymne, erklärte Jan Skácel, der mährische Dichter, einer Gruppe Autoren, als wir nach den Lesungen in Vilenica beisammen saßen. Das war

1989, kurz vor Jan Skáčels Tod. Drei Jahre später wurde die Slowakei ein eigenständiger Staat, und die beiden Hymnen werden nicht mehr zusammen gesungen.

Zurück zu den Lautverschiebungen, zu unserer Aufgabe. Hier wäre einzufügen, das heißt genau zu beschreiben: Die Wege zu den verschiedenen Dörfern durch meist kleine Felder in schmalen Streifen, die deutschen Dörfer weiß getüncht und die tschechischen Dorfhäuser verschiedenfarbig gestrichen, ob deutsch oder tschechisch, überall empfangen uns Gänse, laut schnatternd. Die großen Vierkanthöfe oder die kleinen Häuser der Tagelöhner, drum herum Hühner, Enten, Kaninchenställe, Leiterwagen und gestapeltes Gerät zum Reparieren. Auf den Bänken vor der Tür uralte Männer. Frauen mit Besen oder beim Füttern des Geflügels. Die verschiedenen Küchen und Stuben. Dann die Erzählungen der Frauen, die so viel schwere Arbeit allein kaum bewältigen konnten. Oft auch sehr junge Mädchen, die, bevor ihre Liebsten an die Front mußten, noch schnell